



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Jähns, Max: Wodan als Jahrgott : Herbst-Wodan.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

längst die Hoffnung aufgegeben, etwas von Straßburg in seinem gegenwärtigen Zustande zu sehen, und mich dabei beruhigt, daß ich 1864, als ich mit meiner Familie von Vera-Cruz mit einem französischen Dampfer nach St. Nazaire und später von Paris über Straßburg nach Deutschland reiste, während eines 36 stündigen Aufenthaltes in dieser Stadt Gelegenheit gehabt hatte, sie selbst, den Münster, die Anlagen, sowie auch die Rheinbrücke und den ersten Ort im Vaterlande, das jenseits liegende freundliche Städtchen Kehl, wenigstens oberflächlich kennen zu lernen, während ich andererseits im Laufe eines langjährigen Aufenthaltes in den ehemals spanischen Colonien mehrfach, ja mehr als ich wünschte, mit Belagerungen, Kanonenfeuer und zerschossenen Häusern in die unmittelbarste Berührung gekommen war. Bewahrte ich doch nicht bloß plattgedrückte Gewehrfugeln zur Erinnerung auf, sondern auch kleine Kanonenkugeln, Granatstücke und eine ganze, nicht freipirte Granate, welche einst die Wände meines Hauses in Guadalajara demolirt hatte. Ich suchte mich damals, im Jahr 1864, nach Möglichkeit mit den sprachlichen Zuständen im Elsaß bekannt zu machen, und fand, daß das Landvolk auf dem Markte ohne Ausnahme deutsch sprach, — meine Frau reclamirte gegen die Menge meiner Einkäufe, weil ich jedem Marktweibe, das mich deutsch anredete, etwas abkaufte, — während die jungen, eleganten Verkäuferinnen in den besseren Läden — wenn auch zwei Schilder, ein deutsches und ein französisches, über der Thür hingen, angeblich sich nur französisch ausdrücken konnten. Ebenso sagte man mir, daß in der besseren Gesellschaft das Deutsche immer mehr von der eingedrungenen Nachbarsprache verdrängt werde, schon wegen des steten Verkehrs mit den vielen eigentlich französischen Beamtenfamilien, während in den unteren Ständen bis zum Regierungsantritte Louis Napoleons Niemand sich um das Vorwalten des Deutschen bekümmert habe, seitdem aber darauf gehalten werde, daß der Unterricht in den Volksschulen ausschließlich französisch sei.

(Fortsetzung folgt.)

Wodan als Jahresgott.

Von Max Sähns.

Herbst - Wodan.

Wir haben nunmehr Wodan kennen gelernt als den Bringer weihnächtlichen Neulichts, wir sind ihm begegnet als siegreichem Sonnenhelden und

Malkönig; nun haben wir den Himmels- und Jahresgott auch als Herbstgott und Herrn der Ernte kennen zu lernen.

Daß Wodan aber in der That Erntegott war, lehrt schon die Erscheinung des „Schimmelreiters“, sowie des „Haserbräutigams“ bei den Erntefesten, namentlich der südlichen Sachsen; aber der alte Gott wird sogar noch heut unmittelbar bei der Ernte angerufen. Denn man läßt z. B. in Mecklenburg und der Mark, bei der Kornernte einen Büschel Getreide auf dem Felde stehen, welcher der „Vergoden teil“*) heißt. Um diesen Büschel, der oben zusammengeflochten, und mit Bier besprengt wird, sammeln sich die Arbeiter im Kreise, nehmen die Hüte ab, richten die Sensen aufwärts, und rufen Wodan dreimal mit folgendem Spruche an:

„Wode, Wode,
Hal dinem Kofse nu Woder;
Nu Distel und e Dorn,
Tom andren Jahr beter Korn!“

Sie lassen das Aehrenbüschel also ausdrücklich für Wodan's Kopf stehen und hoffen dafür im nächsten Jahr noch besseres Korn zu erhalten. — Nach dieser Ceremonie, welche „Erntesege“ heißt, gibt der Edelmann den Knechten ein Gelage, welches „Wodelbier“ heißt. — Das Bier scheint überhaupt eine namhafte Rolle beim Wodansdienst und besonders bei der Erntefeier gespielt zu haben. So traf der heilige Columban seiner Zeit heidnische Schwaben bei einem solchen Opfer für Wodan, und in ihrer Mitte stand eine Kufe, welche gegen dreißig Maaß Bier enthielt; und daher war bis zur Neuzeit, ja noch am Ende des vorigen Jahrhunderts, z. B. im Schaumburgischen, Sitte, daß die Schnitter, unmittelbar nachdem die letzte Garbe gebunden war, den Acker mit Bier begossen, dann selbst tranken und nun, um die letzte Garbe, den „Waulroggen“, entblößten Hauptes, in feierlichem Reigen tanzend, eine alte Strophe sangen, welche hochdeutsch folgendermaßen lautet:

„Wode, Wode, Wode!
Himmelsriese weiß, was geschieht,
Immer er nieder vom Himmel sieht.
Volle Krüge und Garben hat er,
Auch in dem Wald wächst's mannigfalt;
Er ist nicht geboren und wird nicht alt.
Wode, Wode, Wode!“ —

Noch jetzt tanzen am Steinhuder Meer, in Lippe und Hessen, die Schnitter um die letzte Garbe, durch welche sie einen Blumenbefränzten Stab ge-

*) Vergoden teil ist gleich „Für-Wodan“ oder „Fro-Wodens“, d. i. Herrn Wodans Theil. Wode wechselt vielfach in Gode, ein Wechsel, der sprachlich wohl begründet, und auch durch das Anklingen von „Gode“ an „Gott“ befürwortet sein mag.

schoben, schlugen an die Stufen und rufen: Wauden, Wauden, Wauden! oder sie begehen diese Ernteseier gar auf einem „Heidenhügel“, indem sie hutschwenkend um ein loderndes Feuer tanzen. — Am deutlichsten aber tritt die uralte Verehrung Wodans, des Erntegottes, in einigen bayerischen Gegenden hervor. Hier nämlich werden die stehengelassenen Roggenbüschel zu einer Menschengestalt zusammengebunden und mit Blumen geschmückt. Diese Gestalt heißt: der Dswald oder Danswald, d. i. Answalt, Walter der Ansen oder Anen, der Herrscher der Götter, Wodan. Und dieser Deutung gemäß, fallen die Schnitter vor der Garbengestalt auf die Knie und beten: „Heiliger Dswald, wir danken Dir, daß wir uns nicht geschnitten haben!“ — Ganz entsprechend dem Himmels Herrn Wodan gilt denn auch in Süddeutschland der heilige Dswald als der „mächtigste Wetterherrscher“, der im Zorn alles Getreide zu Boden schlagen könne, von dessen Güte also vorzugsweise das Gedeihen der Ernte abhängig sei. — In Franken ist seine Gestalt bereits verblaßt, und die Schaar der Mäher tanzt um das geschmückte Aehrenbüschel, welches der „Olle“ genannt wird, indem man es mit dem ganz willkürlichen Namen St. Mäha anruft.

„O heiliger St. Mäha,
Bescher über's Jahr meha;
Soviel Köppla,
Soviel Schöckla;
Soviel Aehrla,
Soviel Jährla!“

Aber nicht St. Dswald und noch weniger St. Mäha, sondern andere und zwar wieder reitende Heilige sind es, welche ganz vorzugsweise in der Einbildungskraft und im Glauben des Volkes an die Stelle des großen Herbstwodans traten.

Wodan stand sowohl der Ernte des Winzers und des Jägers, wider des Ackerbauers vor. Die katholische Mythologie, welche die einfachen Göttergestalten zu Gunsten ihrer Massengötterei auseinanderauserte, hat an die Stelle des Ernte-Wodans drei Heilige gesetzt, welche mit der Ernte freilich an und für sich gar nichts zu thun haben, in anderen Beziehungen aber Wodan zu vertreten wohl geeignet schienen, und deren Feste derart angeordnet wurden, daß eines von ihnen mit der Kornernnte, das andere mit der Eröffnung der hohen Jagd, also der Ernte des Wildes, das dritte aber mit dem ersten Trunk vom neuen Weine zusammenfiel. Diese drei Heiligen sind St. Michael, St. Hubertus und St. Martin.

St. Michael, der streitbare Erzengel, der Bekämpfer des Teufels, der „Fürst der Seelen und Fahnenträger der himmlischen Heerschaaren“, dem die Apokalypse ja schon ein Roß zuerkannt, und den uns unendlich viele Heili-

genbilder mit geschwungenem Schwerte auf strahlendem Schimmel einher-
sprengend zeigen, der war allerdings vortrefflich geeignet, als ein zweiter
St. Georg an Wodans Stelle zu treten*). Als solcher ist er dem Volks-
gemüth auch alle Zeit nahe geblieben, sogar in Zeiten protestantischen Puri-
ficationseifers: wie denn noch 1551 die belagerten Magdeburger meinten, der
Feind sähe bei ihren Ausfällen „den Helden Michael“ auf weißem Rosse vor
ihnen herreiten, und ergriffe deshalb jedesmal die Flucht vor den Städtern.

Die Einführung des alttestamentlichen Erzengels in Deutschland ist von
ziemlich altem Datum. Schon der heilige Bonifazius hat christliche Kirchen,
die dort errichtet wurden, wo früher Wodanstempel gestanden, dem Erzengel
geweiht, und dies ist in der Folgezeit noch häufiger geschehn. Um aber den
heidnischen Erntefubel zu christianisiren, wurde ebenfalls schon früh, jedenfalls
vor dem fünften Jahrhundert verordnet, das Kirchweihfest gleich nach vollende-
ter Ernte zu feiern, und zwar am 29. September, auf

„Sankt Michelstag
Da der Summer endesplag,
Alle die Feld berobet sind
Und das Lob der kalte Wind
Zersüret und zerströbet!“**)

Dieses Zusammentreffens wegen wird Michaelis schon in frühester Zeit
ganz besonders festlich begangen worden sein, feierlicher gewiß als die Kirch-
messen der Gegenwart. Die Fülle der betreffenden Festformen hier zu schil-
dern, würde zu weit führen; wesentlich ist jedoch für uns: erstlich das Er-
scheinen des wohlbekannten „Schimmelreiters“, welcher (diesmal höchst
passend aus Erntesymbolen, aus Rechen und Dreschtüchern, zusammengesetzt)
den „Schwingabend“ belebte, und ferner der weitverbreitete Aberglaube,
daß am Michaelistage (29. September) kein Getreide gesäet werden
dürfe, sonst gäbe es mehr Stroh als Körner. Der Festtag des Herbstgottes
sollte durch Arbeit nicht entheiligt werden. Auch das deutet auf Wodan hin,
daß der Michaelistag ein wichtiger Wetterlostag ist, endlich aber charac-
terisirt sich die ursprüngliche Bedeutung des Erzengels durch das unmittelbare
Auftreten von einem, ganz ausdrücklich Wodan geheiligten Symbol, nämlich
von Pferdeköpfen, vorzüglich bei den rheinischen Erntefesten. Noch im
Jahre 1788 eiferte ein Pfarrer Magerus darüber, daß die Dorfburschen
zur Kirnmes einen Pferdeschädel mit Raßendärmen überspannten, und neben
dem Hackebret darauf schnurrten „zu teuflischem Halloh und Hopsa“. —

*) Wie St. Georg in Franken, so war der heilige Michael in Frankreich lange Zeit
Patron eines der edelsten Ritterorden.

***) Großer Ausschweifungen wegen wurde die Kirchweih später wieder durch bischöfliche
und weltliche Gebote vom Erntefest abgetrennt.

Auch Wettrennen der Bauern erscheinen, wie bei allen Wodansfesten, zu Michaeli und haben sich namentlich in dem alt-sächsischen Mittellande (bei Halberstadt u. a. D.) als „Fahnenreiten“ fröhlichen Ruf erworben. — Der helle Schall dieser Feste muß bis über die deutsche Grenze geklungen sein; denn eben der heilige Schimmelreiter Michael, welcher zugleich als Erntegott erschien, der ist es ja wohl, dem das deutsche Volk den Scherznamen „deutscher Michel“ verdankt. —

Der fröhliche Jubel der Ernte ist aber nur eine Seite des Herbst-characters; das vornehmste Herbstsymbol ist doch die Sense, die zugleich das Attribut des Todes ist. Das Jahr stirbt im Herbst; mit ihm wird der Jahrgott Wodan zum Geleiter in die Unterwelt; er stellt sich an die Spitze des wüthenden Heeres der Herbststürme, und führt das Jahr, führt die Seelen der Menschen hinab unter die Schneedecke des Winters und in den Grabhügel. Darum glaubt man in Süddeutschland, daß „das wütische Heer“, das Wuotansheer aus den Seelen der Abgeschiedenen bestehe, die in langem Zuge mit dem Herbststurme durch die Lüfte zögen. „Wenn dieses Heer naht, so vernimmt man zuerst leisen Gesang, den Harfentöne begleiten: süß schaurig, daß es den Hörer bis in des Herzens Tiefen durchbebt. Das Gras der Matten, das Laub des Forstes wogt und neigt sich im Mondenschein, sobald die Töne nur ansetzen. Dann zieht es nah und näher, wie eine ungeheure Musik von tausend Instrumenten, und endlich bricht der rasende Orkan los, so daß krachend selbst des Waldes stärkste Eichen brechen. An der Spitze dieses Heeres aber zieht der Herbst-Wodan als Psychopompos, als Seelenführer. Er steht hier also genau in derselben Stelle, welche bei den Gräko-Italern der seelenführende Hermes-Merkur einnahm; und das war gewiß auch einer der Hauptgründe, um derentwillen die von Germanien redenden Römer den Wodan mit ihrem Merkur-indentifizirten. Auch dies Hermes-Amte Wodans ist auf den heiligen Michael übergegangen, und der ritterliche Heilige leitete nach dem Glauben des ganzen Mittelalters die Seelen der gefallenen Helden in den Himmel. Darum ist in der ungarischen Volkssprache z. B. der Ausdruck für die Todtenbahre allgemein: „Michael Iova“, d. i. Michaelspferd; vom tödtlich Erkrankten heißt es: „des heiligen Michael Pferd hat ihn geschlagen“, und eben darum wird Michael „Fürst der Seelen“, „Fahnenträger der himmlischen Heerschaaren“ und namentlich auch „Dux“ genannt. Eine altberühmte lateinische Hymne beginnt:

„O magnae heros gloriae
Dux Michael!
Protector sis Germaniae!“

In der That war das Bild des heiligen Michael stets das Schildzeichen der Reichsheer-Fahne deutscher Nation. Nun, unser Volk, der deutsche

Michel, braucht sich nicht zu schämen, nach dem ritterlichen Erzengel genannt zu werden, der für uns zugleich eine Phase des großen Wodan ist, und der dem Wolke vielleicht grade deshalb so lieb wurde, weil der semitische Name „Michael“ genau zusammen klingt mit dem altdeutschen Wort „michel“, welches so viel wie „groß, vollkräftig und stark“ bedeutet.

Der Ernte des Kornes folgt im Spätherbste die Ernte des Wildes, die eigentliche Jagdzeit, deren Vorsteher, Patron und Schutzheiliger, an Wodans des großen Himmelsjägers Stelle St. Hubertus geworden ist, jener „Hut-ber-tus, d. h. Hut-träger, der sich in seinen vornehmsten Attributen, wie in seinen Funktionen als ganz unmittelbar aus Wodansvorstellungen abgeleitet erweist. Und zwar nimmt Hubertus eine besonders interessante Stellung als Kalender-Heiliger ein. Nicht ohne Absicht ist nämlich sein Fest zu Beginn des Novembers gesetzt, dessen uraltes Kalender-Monatszeichen bekanntlich der „Kentaure“*), Chiron der Schütze ist, jener Schütz nämlich,

Vor dem die Sonne flieht,
Der uns ihr fernes Angesicht
Mit Wolken überzieht.

Ein solcher Schütze ist aber der Herbst. Schon die Brahmanas der Veden bringen die Sage, daß auf Parjapati, den Sonnenherrn, Rudra, das heranziehende Novembergewölk, einen tödtlichen Pfeil geschossen habe. Ganz dieselbe Sage vom Schuß in die Sonne gilt aber auch vom wilden Jäger, vom Herbst-Wodan, der sich somit als derselbe November-Schütze darstellt. Daß dieser „Schütze“ allezeit beritten gedacht wurde, und also auch in dieser Hinsicht dem Wodan entspricht, beweist seine Kentaurengestalt, derentwegen ihn die Alten auch „Hippotes“ oder „Eques“ nannten; und daher wird denn auch der Jagdheilige, der im christlichen Kalender an der Pforte des November steht, nämlich eben St. Hubertus, von Malern und Bildnern stets mit dem Roß und zwar mit einem Schimmel, mit Wodans stolzem Sleipnir dargestellt, selbst wenn er, der bekannten Legende gemäß, als bekehrter wilder Jäger vor dem cruzifixtragenden Hirsche kniet.

Die Hubertuslegende ist indessen überhaupt nur eine Abwandlung der großen gewaltigen Sage von der wilden Jagd, in welcher die eigenthümliche Gestalt Wodans, des Sturmgottes, am meisten und un-mittelbarsten aufbewahrt geblieben. Denn nachdem der Jahrgott mit dem

*) Der Kentaure ist in griechischer Mythologie ein Wasser- und Regen-Symbol: Schütze und Kentaure decken sich. Im orientalischen Zodiacus tritt an Stelle des Schützen das Roß, und dies wird in orientalischen wie klassischen Sagen durch diese Stellung oft geradezu zum Symbol des Winters im Gegensatz zu dem, den Sommer bedeutenden Löwen. Man erinnere sich hier auch, daß die Römer zur Zeit der Herbstgleiche dem Mars (St. Martin) ein Roß opferten, und daß um dieselbe Zeit die Pallas-Hippia im Roßquell badete.

neuen Licht emporgestiegen war auf die winterliche Erde, in den Kämpfen der Frühjahrsstürme die Dämonen des Winters besiegt, und als sonniger Maikönig festlich triumphirt hatte, nachdem er dann der Ernte vorstand und den Seinen zum Abschied Brot und Wein verlieh, da muß er das Jahr auch wieder hinabführen in die dunkle Nacht des Winters. Wie das Licht im Sturm geboren ward, so scheidet es nun auch im Sturm. Und wenn in der Mythe vom Wodan-Michael als dem Psychopompos, dem Seelenführer des wüthenden Heeres, der Tod der Natur geistig umgedeutet erschien auf den Tod der Menschen, so tritt in der Sage vom wilden Jäger unmittelbar und unverkennbar die Vorstellung jener furchtbaren Herbst-Orkane vor uns hin, die der Todeskampf des Jahres sind.

Die allgemeine Gestalt der „Sage von der wilden Jagd“ ist bekannt. „Oft in rauher finsterner Nacht bellen Hunde der Luft auf öder Haide, im brausenden Wald; Roffe wiehern und Hüfthörner dröhnen, Peitschen knallen und Treiber klappern. Der Landmann kennt diese Jagd, kennt ihren wilden Führer und bedauert den einsamen Wanderer. Um Mitternacht, wenn der Regen niederprasselt, der Sturm heult und schrankenlos durch die knarrenden, knackenden, krächenden Waldungen fährt, um Mitternacht, wenn der Fuchs im sicheren Bau, der Vogel im warmen Nest, der Mensch im Arm der Liebe ruht, dann braust der Heljäger in rasender Hast, in wirrem Getümmel zu graufiger Jagd heran. Voraus fliegen krächzende Raben, flattert die Gule „Tutursel“, stürmen heulende Wolfshunde mit heiserem Klaffen, und dann naht der „Wilde Jäger“ selbst auf lustigem, grauweißen Roffe, dem das Feuer aus den Nüstern sprüht. Das Haupt des Reiters bedeckt ein großer breitkrämpiger Hut; ein mächtiger schwarzer Mantel wallt um seine Schultern. Sturmgeschwind jagt das Gespenst vorüber, und ihm nach toben blasse Geisterschaaren (einst die Walkyrien und Einherier). Dann folgen zahllose Schatten erlegten Wildes, und vier Männer, die einen blutenden Eber tragen, schließen den wüsten Zug. — Wer ihm aus dem Wege geht, oder, noch besser, sich mit dem Antlitz platt auf den Boden wirft, dem widerfährt selten Uebel; wehe aber dem, der der Wilden Jagd neckend oder höhrend nachruft, oder gar Wodans Jagdgeschrei zu wiederholen wagt. Dann stürzt auf einmal ein ungeheurer Reiter nieder und würgt den Spötter mit kalter Faust; oder ein Pferdeschinken sauft herab, zerquetscht den Unglücklichen wie ein Meteorstein oder bleibt an ihm kleben, und eine Donnerstimme ruft:

„Hast du mit helfen jagen,
Mußt auch mit helfen tragen!“

Befindet sich der verwegene Spötter im Hause, so fährt ein glänzender Rosshuf durch's Fenster und erschlägt ihn, während eine schreckliche Stimme das ganze Gebäude in den Grundfesten erschütteret.

Die Kopfkeule, welche der wilde Jäger wirft und die sich, wenn der Wode gnädig gesinnt ist, zuweilen am anderen Morgen in Gold verwandelt, ist zunächst wohl eine Erinnerung an die einst dem Wodan gebrachten Kopfopfer, von denen natürlich auch die Opfernden ihr Theil beim Schmause erhielten, um durch den Genuß des heiligen Mahls ihre mystische Vereinigung mit dem Gotte darzustellen. Außerdem aber bedeutet jene herabstürzende Keule, die immer stark „nach Schwefel“ riecht, sowie der durch's Fenster stoßende Kopfhuf jedenfalls den Blitz; und das Geschrei Wodans, das erschütternde Gebrüll, das den Wurf begleitet, erklärt sich dadurch von selbst als der Donner. — Noch deutlicher aber erkennt man die Reste elementarer Sturm- und Gewitterbilder, wenn man auch den Gegenstand der Jagd ins Auge faßt. Dieser ist nämlich bald ein koboldartiges Wesen, das „Blitzkerlchen“, bald ein geisterhaftes nacktes Weib mit schneeweißen Brüsten: die „Windsbraut“, (d. h. der dem größeren Sturm vorauffahrende Wirbel-Wind). Dieser Windsbraut setzt der wilde Jäger sieben Jahre nach bis er sie ereilt und, quer über das Kopf geworfen, heimbringt.

Deutlich tritt auch in Wodans Kopf, in Sleipnir, die Vorstellung vom Sturmrosse hervor, wenn es heißt, der wilde Jäger pflege sein Pferd an bestimmten Stellen zu füttern oder grasen zu lassen, und an solchen Orten wehe ein fortwährender Wind, oder wenn man meint, daß das Wehern dieses Rosses Veränderung der Witterung vorhersage.

Es würde über die Gränzen unserer Abhandlung hinausführen, wenn wir die Reihe mythischer und historischer Gestalten betrachten wollten, die sich an den wilden Jäger lehnen. Der Samiel der Freischüßsage, welcher auch auf der modernsten Bühne nicht ohne gewaltigen Mantel und Breithut aufzutreten wagen würde, der schon genannte deutsche St. Hubertus, wie der schottische Robin Hood (d. i. Ruprecht-Hutträger, also eine ganz genaue Bezeichnung Wodans), ferner eine lange Reihe unersättlicher Jäger, welche zur Strafe noch nach ihrem Tode weiter jagen müssen, und endlich auch eine schöne Folge historischer Gestalten: Herodes und Artus, Karl der Große und Karl der Quinte, ja sogar Gustav Adolph und der alte Fritz, sowie viele andere weniger erlauchte Figuren — sie erscheinen sämmtlich bald in dieser, bald in jener Gegend als Führer der wilden Jagd, und sind als solche allemal umgewandelte und getrübtte Gestalten des düsteren Gottes der Herbststürme, Wodans des Weltjägers.

Die Vorstellung von Wodan, als dem wilden Jäger, ist offenbar eine der ältesten und rohesten, aber darum freilich auch handgreiflichsten und dauerhaftesten von diesem Gotte. Sie ist unabhängig geblieben von der Christianisirung desselben in der Gestalt des heiligen Hubertus, der daher unter

den Herbstheiligen eine zwar vornehme, aber doch nicht die erste Stelle einnimmt.

Tiefer als St. Hubertus, ja tiefer noch als des Erzengels Michael erhabene Gestalt, hat sich vielmehr die des heiligen Martin in das Gemüth des Volkes eingeprägt, das auch in ihm eine Form des altheimischen Wodan liebt und verehrt.

St. Martin gilt meist als der eigentliche Schutzheilige der Reiter. Das Volksrätselfel fragt: „Welches sind die vornehmsten Heiligen?“ und antwortet: „St. Georg und St. Martin, denn sie reiten, während die andern zu Fuße gehn!“ Die Legende, daß St. Martin Krieger gewesen, ist freilich sicherlich aus seinem Namen entsprungen, welcher „der Ritterliche“ bedeutet, und Martinus, der zuerst auf romanischem Boden zu Hause war, ist dort nichts als ein christianisirter „Mars.“

Wie St. Georg in Franken, so wurde St. Martin am Rhein, namentlich in Mainz, als dessen Schutzheiliger er gilt, Patron eines ritterlichen Bundes. Er hatte ja, der Legende nach, als wackerer Krieger unter zwei römischen Kaisern gedient und wird stets zu Pferde dargestellt, wie er seinen Mantel mit dem Schwerte zerschneidet, um ihn mit einem frierenden Bettler zu theilen; er eignete sich also ganz vortrefflich zum Beschützer und Vorbilde ritterlicher Hingebung und Selbstaufopferung.

Die Beziehungen zu Wodan liegen nah. Zunächst ist Wodan, wie wir erwähnt haben, als Gott des Sturms auch Schlachtengott; und ein Heiliger, der den Mars vertrat, konnte daher auch sehr wohl an seine Stelle treten. Aber es gab auch noch feinere und nähere Beziehungen. Schon die erwähnte Mantellegende mußte ja an den „Mantelträger“, den „Fakelbärend“ des alten Glaubens mahnen, und die Identificirung des „Reiters Martin“ mit dem reitenden Wodan einleiten, der selber, vielen und weitverbreiteten Mythen zufolge, auch seinen Mantel Bittenden als „Wunschmantel“ verlieh*).

Durch Gründung vieler Martinskirchen gewöhnte sich das Volk an die Gleichstellung beider Gestalten, und manch alter Heidenglaube verlor sich in die Legende. Noch jetzt werden die Krähen und Raben, Wodans weise Vögel, welche fast allein noch im Herbst die Felder bevölkern, „Martinsvögel“ und in demselben Athem „Godeshähner“ genannt. Im Jahre 590 wurde „heidnischer Unfug“ bei der Martinsfeier verboten; aber das half

*) Solch ein Wunschmantel ist z. B. der des Faust. Immer ist der Begriff zauber-schneller Ortsveränderung mit ihm verbunden, ganz entsprechend der ursprünglichen mythischen Bedeutung des Göttermantels als der umhüllenden und doch so schnell dahin eilenden Wolken. „Eilende Wolken, Segler der Lüfte, wer mit euch wanderte, mit euch schiffte!“

wenig, und selbst die Fürsten des Volkes scheinen mehr den Schlachtengott, als den milden Gabenspender in dem Heiligen anerkannt zu haben. — Wenn die Merowingischen Könige in die Schlacht ziehen wollten, so beteten sie zunächst am Grabe des heiligen Martin um Sieg, und dann wurde sein Mantel aus der Kapelle geholt und dem Heere vorgetragen, sodas Martin F a h n e n heiliger ist, wie Michael. Dieser aber für die himmlischen Heerschaaren, jener für die irdischen.

Der kriegerische Charakter Martins stand also von Alters fest. Nun kann sich der Deutsche einen Reitersmann ohne eine wackre Kriegsgurgel gar nicht denken, und da man just um Martini den ersten neuen Wein trinkt, von dem man einst dem erntespendenden Wodan den ersten Becher geweiht, seine „Minne“, sein Andenken getrunken hatte, so trank man jezo „Martinsminne“, und das launige Sprichwort jubelte: „Heb an Martini! Trink Wein ad circulum anni!“ Aber wie einst bei den Wodansfesten, so trinkt sich noch heut das Volk in manchen Gegenden (z. B. im Böhmerwalde) am Martins-tage „Schönheit und Stärke“ zu. — In seinen Göttern spiegelt sich der Mensch! Daher kam St. Martin bei den Deutschen gar bald in den Ruf eines Bechers; wer sein Gut verpraßte und vertrank, wurde ein „Martinsmann“ gescholten; ja selbst die Freiwilligkeit der Mantelgabe, des Fortschenkens der Tunika des Heiligen, wurde nun schelmisch in Zweifel gezogen, und das Volkslied sang:

„St. Martin war ein milder Mann,
Trank gerne Cerevisiam
Und hatt' doch keinen Pekuniam
Drum muß er lassen Tunikam!“

Denn so große Milde, wie die der Martinslegende, bleibt ja nun einmal den meisten Menschen unverständlich, und von ihren Gaben gilt nur allzuoft das traurige Sprichwort: „Du heiliger St. Martin! sie opfern Dir einen Pfennig und stehlen Dir ein Pferd!“*)

Der Martinstag, der 11. November, gilt an vielen Orten auch für Winter-Anfang und wird durch hellleuchtende Festfeuer verherrlicht**). Wenn's um Martini schneit, sagt man in Schlesien: „Der Märten kommt auf seinem Schimmel geritten;“ wie am Georgstag werden auch zu Martini vielerorts (namentlich in der Oberpfalz) die Kofse um eine Martinskapelle geführt und vom Priester gesegnet, und sehr häufig stellt man den Heiligen

*) „Heiliger St. Martin! Dies lebendige Dpfer geb ich Dir!“ sprach die Frau, als ihr der Falk das Fuhn entführte. — Man vergleiche hiermit auch die an die Martinsage anknüpfende Anekdote von Münchhausen, der einem nackten Bettler seinen Mantel vom Pferde herab wirft und dem dafür eine Stimme von Oben zuruft: „Hol mich der Teufel, mein Sohn, das soll Dir nicht unvergolten bleiben!“

***) Die Asche dieser „Märtensfeuer“, auf die Felder gestreut, soll sie vor Schneckenfraß schützen.

an seinem Feste auch geradezu als „Schimmelreiter“ dar, und zwar ganz in derselben Weise wie zu Weihnachten oder zu Pfingsten. Wie zu Weihnachten werden auch die Kinder mit Nüssen und Äpfeln beschenkt, vorzüglich aber mit „Martinshörnern“, einem Gebäck, dessen Form die der Hufeisen des Rosses nachahmt, auf welchem Wodan-Martin reitet. Aber auch die Erwachsenen kommen nicht zu kurz; sie schmausen zum Martinstrunke die Martinsgans. „Iß gans Martini, wurst in festo Nicolai!“ ist ein alter Spruch, und er hat seine Begründung nicht sowohl darin,

„Weil die Gans alsdann recht flüch in vollem Fleische stehn,
Auch von der Weide ab und in die Ställe gehn,“

sondern darin, daß auch die Martinsgans ein zum Jahresgotte Wodan gehöriges, oder doch ihm leicht zu gesellendes uraltes mythologisches Naturbild, nämlich das Bild der Sonne ist.

Denn in des Aethers azurblauem Meere,
Das wonnenvolle, glanzgefüllte Wogen
Zu unergründlich tiefen Räumen rollt,
Da schwimmt — so schauten's einst die Alten an —
Der schönste Wasservogel aller Welten,
Da schwimmt die Sonne leichtgeflügelt hin.
Der Sünden nannte lieblich sie den Schwan,
Der rauhe Norden grüßte sie als Gans,
Die dem bescheidenen Sinne schön erschien.
Und dieses Sonnenvogels leichten Flug,
Der auf der feuchtverklärten Himmelsbahn
Im Herbst sich tief und immer tiefer senkt,
Den trifft zu Tod des Weltenjägers Pfeil.
— Doch wie um Abschied von der Sonnengans,
Der winterlich verblutenden zu nehmen,
Verordneten die Alten sich ein Fest,
Ein Sonnenfest, novemberlich zu feiern.
Da griffen sie von ihrem Hofe auf
Lebend'ges Sinnbild jenes Himmelsvogels
Und rupften es und brieten's, und der Gottheit
Mit frommem Muth als Opfer brachten sie's. —
Und weil's nun einmal Menschenfütte ist,
Das Sinnbild eines Gottes zu verspeisen,
Wenn man sich mystisch ihm vereinen will,
So thaten's unsre Alten mit der Gans
Denn auch nicht anders. — Zechend saßen sie
Am stürmischen Novemberabend froh
Zu feierlichem Opfermahl beisammen.
— Wenn dann das Sonnensinnbild, wohl zerlegt,
Im eignen Fette schwimmend, sie entzückte,

Dann ward's den Schmausenden von Herzen wohl,
 Und Manchem kam der letz'rische Gedanke:
 Ein Vogel auf der Schüssel sei am Ende
 Noch vorzuziehn dem Vogel hoch im Blauen —
 Und von der Sonne schied man voll von Trost*).

Wodan im Hügel.

Man sieht: an den Jahressgott Wodan knüpfen sich die verschiedenartigsten Gestalten! Von den ernstesten Todesgöttern zu der lichten Heldengestalt des Drachentöblers, von der dämonischen Macht des wilden Jägers bis zu dem in einigen Zügen ans Burleske streifenden Becherfürsten St. Martin — immer geht man in ein und desselben Gottes Geleite, ja man verehrt ihn sogar in seiner primitivsten Form als atasa, als „wehenden Hauch“, als den „Wind, das himmlische Kind“ noch in unseren Tagen und selbst geopfert wird ihm als solchem noch heut. Um ihn freundlich zu erhalten „füttert“ man in Kärnten den Wind, indem man eine hölzerne Schaale mit verschiedenen Speisen auf einen Baum stellt und Heu in die Luft wirft, als Wegzehrung für den Windreiter und für Windreiters Rosß. In anderen Gegenden, z. B. in Schwaben, wirft man ihm eine Handvoll Mehl entgegen mit dem Ausruf: „Da Wind, hast Du Mehl für Dein Kind; aber aufhören mußt Du!“ und so sucht man in erstaunlich alterthümlicher und kindlicher Weise den Gott im Elemente zu beschwichtigen. — Aber neben diesen rückständigen, naivsten Vorstellungen entwickelten sich die erhabensten und um-

*) Sehr scherzhaft sind die Versuche, welche gemacht sind, um die Martinsgans christlich zu deuten. Einige dieser Berichte melden, der Heilige sei durch Gänse im Predigen gestört worden; andere wollen, Martin habe sich, als er noch sehr jung zum Bischof gewählt worden, aus Bescheidenheit im Gänsestalle versteckt, sei jedoch durch das Geschnatter der Vögel verrathen und gefunden worden. Hierauf spielt eine Einladung zur Martinsgans in „des Knaben Wunderhorn“ an:

Wann der heilige St. Martin
 Will der Bischofssehr' entflieh'n,
 Sitzt er in dem Gänsestall,
 Niemand find't ihn überall,
 Bis der Gänse groß Geschrei
 Seine Sucher führt herbei. —
 Nun dieweil das Gidgackslieb
 Diesen heil'gen Mann verrieth,
 Dafür thut am Martinstag
 Man den Gänsen diese Plag',
 Daß ein strenges Todesrecht
 Geh'n muß über ihr Geschlecht.

Eine nicht minder drollige Erklärung versucht die Verbindung des Bischofs mit der Gans davon herzuleiten, daß bei der Beerdigung des Heiligen, am 11. November 402, die stattliche Anzahl von 2000 Mönchen zugegen gewesen seien, und bei dieser Gelegenheit eine ungeheure Anzahl von Gänsen aufgezehrt hätten.

fassensten Anschauungen, die, um sich selbst genug zu thun, auch über das Bild des die Sonne und die Seelen hinableitenden Herbstwodans noch hinausgehen und die Continuität des göttlichen Princips, die Unsterblichkeit, zum Ausdruck bringen mußten. Denn sobald Wodan im Volksbewußtsein vom bloßen Sturmgotte zum allgemeinen Himmelsgotte geworden, da hatte er sich so hoch über das rohe Naturwesen, von dem er ausgegangen war, erhoben, daß man nun vorzugsweise einen Segenspenden in ihm erblickte, und wohl noch die das Jahr abschließenden Herbststürme, aber nicht mehr den wirklichen Winter mit ihm in Verbindung brachte, diese trostlose Zeit, in welcher alles Leben erstirbt, die Sonne nur tiefer und tiefer hinabsinkt, die Tage immer kürzer und kürzer werden, und der Tod zu herrschen scheint. — Darum dachte man sich Wodan von den Herbststürmen bis zu Weihnachten ruhend. Als Aufenthalt des schlummernden Gottes betrachtete man, und das erscheint als eine höchst natürliche Vorstellung, die gewaltigen Wolkenberge, welche der Spätherbst am nordischen Himmel emporthürmt.

Diese tieffinnige mythologische Anschauung wurde jedoch bald wieder auf die Erde übertragen, so daß man Wodan in irdischen Bergen ruhend dachte. So sitzt er zu Gochstädt im Berge als Hackelberg auf seinem Schimmel und bewacht Schätze, (d. i. ursprünglich die Wintersaat) und in Pommern erzählt man gar, daß der Schimmelreiter sich während der Zeit, wo er nicht jage, in einen Feldstein verwandele. Als solcher läge er still am Wege; aber man könne ihn daran erkennen, daß die Pferde vor ihm scheuten und nicht vorüber wollten. — Das „Ruhen im Berge“ hatte nun aber bei unsern Altvordern eine ganz bestimmte Bedeutung. „Im Hügel sitzen“ hieß soviel als begraben sein. Wodan im Hügel, war also der Begrabene; er war aber auch der der Auferstehung entgegenharrende, jener Auferstehung, die ihm mit dem weihnachtlichen Neulicht sicher kam. Da Wodan aber nun auch, wie wir gesehen haben, Seelenführer, Fahnenführer der Abgeschiedenen ist, so lag nahe, die in den Herbststürmen von ihm entführten Seelen in derselben Weise wie den Gott selbst, und unter seinem Vorsitze im Wolkenberge, ruhend zu denken. Diese Vorstellung hat in der Edda zu der schönen Anschauung geführt, daß in Walhalla, der Wolkenwohnung des himmelherrschenden Schlachtsturmorgottes, sich aller im Kampf ruhmreich gefallenen Krieger Seelen sammelten, um hier einst unter des Gottes Vorsitz die Schlacht der Götterdämmerung auszusechten. Auch in Deutschland lebte diese Vorstellung, ja sie hatte noch eine besonders liebenswürdige Vertiefung erfahren, indem man die Sterne als die Seelen der Abgeschiedenen auffaßte, die der Himmels Herr um sich versammelt. Darum meint ein schweizerisches Räthsel, dessen Auflösung „der Sternenhimmel“ ist: „Der Muot (Wuot) mit dem Breithut hat mehr Gäste, als der Wald Tannen“

äfte.“ — Im Allgemeinen aber herrscht doch in deutscher Sage, soweit sie uns erhalten ist, die schon entstellte Form des Mythos vor, die den Gott in irdischen Bergen ruhen läßt, und gerade in dieser Gestalt hat sie eine ungemein reiche Entwicklung erfahren, indem sie hundertfältig localisirt und — gerade wie der Mythos von der wilden Jagd — historischen Lieblingsgestalten des Volkes aufs Innigste verbunden wurde.

An vielen Orten Deutschlands nämlich weiß man von einem Kriegsheer, das in dem Berge schläft, mit irgend einem Helden an der Spitze, sei es Carolus Magnus, Heinrich der Vogler oder Otto der Große, an dessen manches Jahrhundert durch inne gehabte Stelle im Kyshäuser später Friedrich Rothbart trat. Jedermann in Norddeutschland ist bekannt, wie Barbarossa, unten im Berge mit seinen Helden schlummernd, jenes Auferstehungstages harret, an dem die Raben (Wodans Vögel) nicht mehr um den Berg fliegen werden, und jeder Süddeutsche hofft auf den Tag, an dem der Kaiser Karl an der Spitze eines gewaltigen Heeres aus dem Untersberg bei Salzburg hervorbrechen wird, um die letzte aller Schlachten zu schlagen, und nach dem Siege seinen glänzenden Heerschild aufzuhängen an jenem längst abgestorbenen dürrn Birnbaum auf dem Wasserfeld, der in dem Augenblicke dann ergrünen, und Deutschlands neue Größe durch dies lichte Frühlingswunder künden wird. — Diese letzte Schlacht des Kaisers aber, sie ist ursprünglich auch nichts anderes, als der in den Lenzstürmen auszufechtende Kampf zwischen Winter und Sommer, und in weiter entwickelter kosmischer Auffassung die Götterdämmerung, die Welttschlacht beim Anbruch des jüngsten Tages, jene Wigridschlacht der Edda,

„In der zum Kampf sich finden
Surtur und die ewigen Götter.“ —

Der Baum, an den der auferstandene Götterkönig den Heerschild hängen wird, das ist der Weltenbaum, an welchem die siegende Sonne leuchtend erscheint, so daß er, der verdorrte, neu aufgrünt bei ihrem warmen himmlischen Strahl; sei dieser Strahl nun das Neulicht des einzelnen Jahrs, oder das Licht einer neu anbrechenden Weltepöche. In beiden Fällen ist's recht eigentlich der Weihnachtsbaum; und so steht denn dies volksthümliche, uns allen so liebe und vielvertraute festliche Symbol an der Schwelle, wie am Ausgang des reichen Sagenkreises, der sich geschaart hat um Wodan als Jahrgott.